

Vom „meister apotecarius“ zum Internet-Apotheker

Es ist mir eine besondere Freude, die „Lesmüller-Vorlesung“ halten zu dürfen:

Nicht allein deshalb, weil damit die Pharmaziegeschichte als ein geisteswissenschaftliches Fach innerhalb des Kanons der pharmazeutischen Wissenschaften zu Wort kommt, sondern auch, weil mich mit Dr. August und Dr. Anni Lesmüller ein persönliches Verhältnis verbindet. Ich verbrachte nach meinem Staatsexamen in München das Kandidatenjahr in der Lesmüllerschen Engel-Apotheke und half anschließend während meiner Arbeit an der Dissertation dort als Vertretung aus. Dr. Lesmüller galt als streng und manchmal „schwierig“, und so hatten mich einige meiner Kommilitonen gewarnt, in die „Höhle des Löwen“ zu gehen. Erfreulicherweise fand ich diesen Ruf nicht bestätigt. Ich wurde von ihm immer sehr korrekt und freundlich, auch großzügig behandelt, und ich verdanke ihm und seiner hochgebildeten Frau sehr viele Kenntnisse über die bayerische Kunst und Kultur. Ob es dabei eine Rolle gespielt hat, dass ich aus einer „Engel-Apotheke“ stamme, in der Merck'schen Engel-Apotheke in Darmstadt Vorexamen gemacht hatte, und nun als Kandidatin unter dem Schutz des Schwanthalerschen Engels in der Lesmüllerschen Engel-Apotheke stand, wage ich nicht zu entscheiden. Jedenfalls erinnere ich mich gut an viele Gespräche mit Dr. Lesmüller – er sprach ein schönes, leider aussterbendes Hochmünchnerisch -, wobei mir eine Diskussion unvergesslich ist, in der wir über die neuen Zumutungen, die vom Gesetzgeber über die Apotheken verhängt worden waren, auch über die Willkür mancher Krankenkassen, hitzig debattierten.

Ich regte mich über die Ungerechtigkeiten furchtbar auf und Dr. Lesmüller amüsierte sich ein bisschen, denn er hatte im langen Berufsleben schon viel Haarsträubendes schlucken müssen.

Als ich schließlich meinte, man müsse an höchster Stelle für mehr Gerechtigkeit für die Apotheker kämpfen, riet er mir, eingedenk der Kleistschen Novelle vom Gerechtigkeitsfanatiker: „Kohlhäschen hüpf“!

Wenn ich mir unsere heutige Situation betrachte, kann ich nur feststellen, dass der Michael Kohlhaas noch immer in mir virulent ist.

Kommen wir zum Thema der Vorlesung „Vom meister apotecarius zum Internet-Apotheker“ Ich werde, angesichts der begrenzten Zeit, natürlich nur schlaglichtartig die lange Geschichte unseres Berufs skizzieren können und meinen Streifzug auf den deutschen Sprachraum beschränken.

Beginnen wir mit der Frage, seit wann wir von Apothekern im engeren Sinn sprechen können, den Besitzern oder Betreibern einer „apoteca“. Das Wort bedeutete im frühen Mittelalter ursprünglich nur „Lagerraum“, „Niederlassung“, „Gewölbe“. Im allgemeinen sieht man den Anfang des Gewerbes, dem der Pharmacopeus (Arzneihersteller) oder der Pharmacopola (Arzneiverkäufer) nachging, im hohen Mittelalter als zwischen 1231 und 1241 durch die Constitutiones des Staufferkaisers Friedrichs II. für das Königreich Sizilien die Trennung des Arztberufs von dem des Apothekers festgelegt worden ist. Vor einigen Jahren gab es sogar eine Briefmarke, die 750 Jahre Apothekerberuf dokumentierte. Zu dieser Datierung muss jedoch kritisch gefragt werden, ob nicht ein Beruf, der in der Staufferzeit definiert und von der ärztlichen Profession getrennt wurde, nicht schon viel länger bestanden haben müsste. Peter Dilg hat in der Festschrift für Günter Kallinich eine interessante Quelle publiziert, in der er das Gedicht des irischen Klerikers Sedulius Scottus „De quadam medicinali domo“ vorstellte, etwa um 850 in Köln entstanden, in dem von einem „Arznei-Haus“ die Rede ist. Ich zitiere seine Übersetzung:

Über ein Arznei-Haus

Der du die freudespendenden Gaben der Gesundheit begehrt,
tritt ein, schnell wie der Hirsch, in dieses stattlich Haus;
hierher lenke deine Schritte: Hier ist, glaube ich, der Weg zur Gesundheit.
Vielleicht wirst du hier finden, was die Lehrmeisterin Griechenland nicht kennt.
Empfange also frohgemut die Geschenke der heilbringenden Arznei:
so wirst du befriedigt und als Sieger von hier gehen.

Möglicherweise handelte es sich hier um eine Mischform von ärztlicher Hausapotheke und Herstellungsstätte für Arzneimittel, wobei sich der Medicus eines „confectionarius“ oder „statuarius“, wie der Apotheker in den Konstitutionen Friedrichs II. genannt wird, bediente. Dass im neunten Jahrhundert bereits in Klöstern Krankenstuben, Apothekenräume und Arzneipflanzengärten existierten, ist hinlänglich bekannt. Unscharfe Nachweise für öffentliche, in den wachsenden Städten bestehende Apotheken und dort wirkende Apotheker machen die Definition des Berufs jedoch schwierig. Ein Blick auf die großen Reichsstädte, die rechtlich dem Kaiser unterstellt waren, und als Vorreiter der städtischen Kultur und der Rechtsnormen fungierten, zeigt aber, dass wir dort spätestens im dreizehnten Jahrhundert Apotheker finden. In Regensburg lebte „heinrich der appenteker“, der so reich war, dass er Geld an Regensburger und Münchner Bürger verlieh, auch der Bischof gehörte zu seinen Schuldnern. Sicherlich war er, wie auch zur gleichen Zeit in süd- und westdeutschen Städten nachweisbare Apotheker-Patrizier, ein Großkaufmann, der Spezereien und levantinische Arzneimittel – etwa Mithridat und Theriak – aus den italienischen Handelsmetropolen wie Venedig, Florenz und Genua einfuhrte und weiter vertrieb. Doch es gibt im 14. Jahrhundert spätestens einen Typus der pharmazeutischen Tätigkeit, den wir als Apothekerberuf im engeren Sinn ansprechen können. Denn die Apothekereide und -Ordnungen geben uns Einblick in das Profil der Berufsausübung der „meister apoteker“:

So die Apothekerordnung aus Regensburg von 1397, in der es heißt, dass der Apotheker die Rezeptvorschriften der Ärzte genau einzuhalten habe, keine Gifte und Abtreibungsmittel abgeben dürfe, armen und reichen Patienten gleichermaßen zu Diensten sein müsse, die Waren frisch und zum gerechten Preis verkaufen und die „bücher der meister der arznei“, also die Fachliteratur, gut kennen und nach ihr vorschriftsmäßig arbeiten solle. Einen schönen Beweis, dass Apotheker tatsächlich lateinkundig waren und sich entsprechend in die Literatur vertieften, besitzen wir ebenfalls aus Regensburg. Im Ausleihbuch der Ratsbibliothek findet sich der Eintrag, dass Dominicus Mühlich, der „meister apotekarius“, 1460 medizinische Schriften ausgeliehen und wieder zurückgebracht hat. Da diese Bücher in jener Zeit sehr kostbare frühe Drucke oder noch Handschriften waren, ist es sehr wahrscheinlich, dass sich unser Apotheker Exzerpte und Abschriften gemacht hat, um danach die Arzneimittel in seiner Offizin präparieren zu können.

Die Eide der Apotheker in den süddeutschen Städten ähneln sich sehr. Allgemein sind sie so abgefasst, dass jeweils für einige Jahre ein für qualifiziert erachteter Apotheker verpflichtet wird, gegen einen festgelegten Sold sein Metier in der Stadt auszuüben. Dabei wird die permanente Dienstbereitschaft verlangt, ein tugendhafter Lebenswandel, christliche Gesinnung, Einhaltung der festgelegten Preise und Gehorsam gegenüber den Ärzten.

Sollte er zum Einkauf von Waren die Stadt verlassen müssen, so hatte er den Rat davon zu unterrichten und für die Zeit seiner Abwesenheit einen Vertreter zu stellen. Die Besoldung war übrigens als ein Fixum zu betrachten, sie reichte nicht als Einkommen aus, sondern musste durch den Gewerbebetrieb auf eigene Rechnung aufgestockt werden. Später, etwa um 1500, wird kein Grundgehalt mehr gezahlt, der Apotheker wirtschaftet im Rahmen der Arzneitaxe frei, wobei er durch Privilegien geschützt und steuerfrei bleibt. Voraussetzung ist in allen Städten, dass er das Bürgerrecht erwirbt und dafür entsprechend bezahlt. Im norddeutschen Raum sind die Apotheker in dieser Zeit meist Angestellte des Rates der Stadt, die Apotheken, also Ratsapotheken, und ihre Erlöse kommen der Stadt zu gute. Aus dem Jahr 1365 kennen wir beispielsweise einen „Lambertus Apothecarius“, Ratsapotheker auf Lebenszeit in Greifswald.

In den meisten Städten wurden die Apotheker wie Kunsthandwerker oder Krämer zum Beitritt in eine Gilde, Bruderschaft oder Zunft verpflichtet und deren sozialen Strukturen, Gerichtsbarkeit und Kontrolle der Ausbildung von Lehrlingen, Abgabenzahlungen usw. unterworfen. Nur in Reichsstädten gelang es den Apotheken, ihre Freiheit zu behalten und dem Rat unmittelbar unterstellt zu bleiben. Aus vielen Dokumenten lässt sich das Ringen um das Selbstverständnis des Berufes erkennen, der sich durch viele Besonderheiten von Handwerkern und Krämern unterschied. Als typische Argumente dienten hier immer die speziellen wissenschaftlichen Anforderungen, die Pflicht, Latein wenigstens im Rahmen des Metiers zu beherrschen, die Dienstbereitschaft und die Verantwortung für die Qualitätsgarantie der Ware „besonderer Art“, sowie die Bindung an die Arzneitaxe. Dass auch die soziale Komponente – etwa die Verpflichtung in Seuchenzeiten den Armen Arzneien umsonst zu geben oder zu niedrigen Preisen Pestspitäler zu beliefern – ein Kriterium war, die Sonderstellung zu beanspruchen, liegt auf der Hand.

Die soziale Stellung des Apothekers im ausgehenden Mittelalter und in der Renaissance war entscheidend davon abhängig, ob er es zu Wohlstand und Ansehen brachte, oder in einer ärmlichen Winkelapotheke mit geringer Reputation agierte. Dass viele Apotheker, durch Funktionen in der städtischen Verwaltung – etwa als Almosenpfleger, Ratsbeisitzer usw. zu sozialen Aufsteigern wurden, zeigen viele Dokumente des fünfzehnten bis sechzehnten Jahrhunderts. Dass es auch immer wieder Zeiten gab, in denen der wirtschaftliche Niedergang nach Seuchenzügen, Hungersnöten und Kriegen, die Apotheken bedrohte, und ihre Besitzer für ihre Rechte kämpfen ließ, lehrt uns die Geschichte ebenfalls. In solchen Krisenzeiten war es entscheidend, ob die Ärzteschaft der Stadt den ihr unterstellten Apothekern wohlgesonnen oder feindlich gestimmt war. Die Stadtväter waren nie besonders einfallreich, die Nöte der Apotheker zu lindern und in Streitigkeiten gerecht zu entscheiden. Dabei war es für eine Stadt lebenswichtig, wirtschaftlich und pharmazeutisch leistungsfähige Apotheken zu besitzen. Das Prestige einer bedeutenden Metropole hing ganz entscheidend von der Qualität ihrer Apotheken ab.

Wie haben wir uns die Ausbildung und die Tätigkeit des Apothekers in der frühen Neuzeit vorzustellen? Zunächst gab es keine vorgeschriebenen Regeln, die allgemeine Gültigkeit besaßen. Überall aber galt die Hierarchie, wie sie bei allen Handwerksberufen herrschte, und die wirtschaftliche Seite der Apothekenbetriebe folgte den in der Kaufmannschaft gültigen ökonomischen Bedingungen. Bezüglich der Ausbildung gilt folgendes: Die Lehrlinge, auch Apothekerjungen genannt, wurden im Alter von zwölf bis siebzehn Jahren in den Betrieb aufgenommen, nachdem sie auf Rechtschaffenheit, schulische Vorkenntnisse und christliches Betragen überprüft worden waren. Die Lehrzeit betrug drei bis fünf Jahre. Sie war gekennzeichnet durch schwere Arbeit, Zahlung von Lehrgeld, keine Freizeit und gegebenenfalls auch Prügel, denn der Lehrherr hatte das Züchtigungsrecht. Der Spruch „Lehrjahre sind keine Herrenjahre“ konnte somit auch körperlich erlebt werden. Den Abschluß der Lehrzeit bildete eine Prüfung, die mündlich und praktisch vor einem Kollegium aus Apothekern, Ärzten und Ratsherren erfolgte. Nach deren Bestehen schloß sich eine Wanderschaft des nun als Gehilfen ausgewiesenen „Subjektes“ an, die der Berufserfahrung dienen sollte. Der Lehrbrief war die Eintrittskarte in Offizinen anderer Städte. Die ehrgeizigen Gehilfen versuchten, in berühmten Apotheken der Reichs- und Hansestädte arbeiten zu können, denn ein Zeugnis aus der Kugel-Apotheke in Nürnberg oder der Rats-Apotheke in Hamburg bedeutete bessere Aussichten auf eine gute Stellung nach Ablauf der Gehilfenjahre.

Dann konnte der junge „Apothekerknecht“ entweder sein Leben lang in einer Apotheke unter dem Besitzer dienen oder die Meisterprüfung ablegen, die auch ein „Meisterstück“, etwa die Herstellung eines komplizierten Compositums wie „Mithridat“ einschloß. Der Meister Apotheker war dann befähigt, eine Apotheke zu leiten, zu erwerben und auf eigene Verantwortung und Rechnung zu betreiben. Daß es große Qualifikationsunterschiede gab, zeigt das manchmal zähe Ringen einer Stadtverwaltung um die Anstellung eines besonders gut ausgebildeten Meisters. Es gab darüber manchen Städtezwist.

Mit der durch die Renaissance ausgelösten Bildungsreform oder -Revolution gewinnt der Apothekerberuf gegenüber der Zeitspanne vom frühen bis ausgehenden späten Mittelalters einen großen Schub an Professionalität. Denken wir an die ersten anspruchsvollen Pharmakopoen des sechzehnten Jahrhunderts wie die des Valerius Cordus in Nürnberg und die des Arztes Occo in Augsburg. Hier konstituiert sich ein Fachwissen, das von der Apothekerkunst als Handwerk zu der pharmazeutischen Wissenschaft strebt. Apotheker beginnen, reichhaltige Bibliotheken mit kostbaren Schriften aufzubauen. Sie korrespondieren mit Gelehrten in ganz Europa, legen botanische Gärten an, sammeln Natur- und Kunstgegenstände in Kunstkammern, beginnen bedeutende Zentren der Bildung und Universitäten auf ihrer „Wanderschaft“ aufzusuchen. Die bisher unbekanntes Arzneidroge aus den Gebieten der Neuen Welt erfordern Vergleichsstücke, um die Qualität eingekaufter Ware, etwa der Chinarinde, oder des Guajakholzes, zu sichern. Neue chemiatrische Arzneimittel, die in der Nachfolge alchimistischer Präparate etwa des Paracelsus in die Apotheken kommen, machten eine Laborausüstung notwendig, die deren Herstellung ermöglicht. Der Apotheker entwickelt sich allmählich vom galenisch arbeitenden „meister apoteker“ zum chemisch experimentierenden „Chymicus“. Das Studium an einer Universität, die über ein Labor und große Drogensammlungen verfügt, wird immer häufiger freiwillig gesucht. Die „Universitätsapothek“ wie etwa die in Ingolstadt, wird ihrerseits zur Keimzelle der Naturkundemuseen und der Experimentallabors. Die Apothekenleiter fungieren als Demonstratoren der Materia Medica für Medizinstudenten und geben wie Ludwig Claudius Rousseau in Ingolstadt Chemieunterricht für Mediziner und zunehmend auch für Pharmazeuten.

Als Beispiel für den Beginn der modernen akademisch fundierten Pharmazie möchte ich – gleichsam als Antipoden – die Neuerungen in Preußen und in Bayern näher betrachten: „Im allgemeinen und neu geschärften Medizinal-Edikt“ von 1725 wurde in Preußen festgelegt, dass die Apotheker nach ihrer Ausbildung in einem wissenschaftlich anerkannten Labor, etwa in der Berliner Hofapothek, zur Erlangung der Approbation vor dem Collegium-Medicum-Chirurgicum ein Examen abzulegen hatten. Nur dann konnten sie als Apotheker 1. Klasse eine Apothek in größeren Städten leiten. Die Apotheker 2. Klasse mussten nur das Examen vor dem Provinzial-Collegium ablegen und durften sich dann in kleineren Gemeinden niederlassen. Diese Zwei-Klassen-Pharmazie, die bis heute immer wieder in manchen, auch akademischen Köpfen herumspukt, wurde in Preußen 1854 abgeschafft. Ein Universitätsstudium für Apotheker führte man dort ab 1825 ein. Anders in Bayern: Hier gab es keine Zwei-Klassen-Pharmazie, sondern bereits ab 1808 (unter Max I. Joseph) die Verpflichtung zu einem Universitätsstudium. Einer der ersten Universitätsprofessoren für Pharmazie war Johann Andreas Buchner, der Namenspatron unseres Hörsaals hier.

Freilich darf man sich nicht vorstellen, dass sich dadurch die Apothek quasi im Handumdrehen zu einer modernen pharmazeutischen Institution im heutigen Sinn gewandelt hätte. Ganz im Gegenteil, die Spannungen zwischen den traditionellen „Principalen“, die ihre Lehrlinge, Gehilfen und Provisoren hart schulten ließen, wurden größer. Carl Spitzweg, der nach seiner Gehilfenprüfung in Straubing „servierte“, nannte seinen dortigen Chef geringschätzig einen Esel. Spitzweg kann mit Fug und Recht als ein Protagonist der wissenschaftlich gebildeten, modernen Apotheker betrachtet werden. Auch bekamen die jungen Universitätsabsolventen zu spüren, dass in der Apothek weiterhin eine strenge Hierarchie herrschte. So nimmt es nicht wunder, dass gerade die gut ausgebildeten Akademiker sich anderen Berufen zuwandten und zu „Geburtshelfern“ neuer Fächer wie der Chemie, Botanik, Pharmakologie, Klinischen Chemie usw. wurden. Viele bedeutende Gelehrte in den noch nicht allgemein etablierten Naturwissenschaften an Akademien und Universitäten sind aus dem Apothekerberuf hervorgegangen. Die pharmazeutisch-chemische Forschung, die toxikologische und pharmakologische Analytik, die Blut-, Harn- und Magensaftprüfungen wurden in Apothekenlaboratorien durchgeführt. Die Isolierung von Reinstoffen aus altbekannten, bisher empirisch eingesetzten Pflanzen erarbeiteten Apotheker und brachten sie zur Produktreife – man denke an Emanuel Merck, den Gründer der Darmstädter Firma, die bald alle Apotheken mit Reagenzien und reinen Naturstoffen belieferte und das Zeitalter der Industrialisierung in der Pharmazie mit einleitete.

Im neunzehnten Jahrhundert kam es in Folge des rasanten Fortschritts der Professionalisierung des Apothekerberufs auch zu dramatischen Verwerfungen. Die „Neue Welt“ mit ihren besonderen logistischen Problemen erschien auf dem Plan. Henry Wellcome entwickelte für Amerika die Arzneiform der „tablets“, die bald ihren Siegeszug antraten, weil sie auf kleinstem Raum die Arzneistoffe enthielten, die bisher in Pulvern, Elixieren, Pillen eingearbeitet worden waren. Nun fühlte sich die Apothekerschaft herausgefordert, der drohenden Verlagerung der Arzneiherstellung in die Industrie zu begegnen. Was war zu tun?

Zunächst erwirkten die Apotheker ein Tablettenverbot, das nur ein Jahr hielt. Dann teilte sich der Apothekerstand in zwei Gruppen, in Pharmazeuten, die auf den Zug der Moderne aufsprangen, und solche, die sich auf ihre traditionelle Offizin zurückzogen und hofften, es werde diese Bedrohung bald irgendwie vorbeigehen. Erstere wurden zu dynamischen Firmengründern, fanden neue Vertriebswege und expandierten ihre Apotheken zu pharmazeutischen Fabriken, in denen man forschte und neue Medikamente entwickelte.

Letztere versuchten, durch die Aufnahme neuer Produkte in ihre Offizinen (Chemikalien für Gewerbetreibende, Veterinaria, Photochemikalien, Photopapiere etc.) die Verluste auszugleichen.

Die Apotheke erfuhr in den letzten zweihundert Jahren eine entscheidende Veränderung. Wirtschaftlich wurde durch die Gründung der Sozialversicherungen und dem dadurch geschaffenen Zugang breiter Volksschichten zu Arzneimitteln diese Zeit sogar zu einem „Boom“ der Apotheken. Für die Geschichte der Wandlung im Berufsbild des Apothekers und des Erscheinungsbildes der Apotheke besitzen wir übrigens aus der Brixener Stadtapotheke ein hervorragendes Quellenmaterial, das kürzlich publiziert worden ist. Das Archiv der Stadtapotheke der Familie Peer, die in siebter Generation seit 220 Jahren diese Apotheke betreibt, gibt ein geradezu klassisches Bild der Veränderung der Apotheke im neunzehnten Jahrhundert. Die Studiengänge der einzelnen Apothekenleiter führen die allmähliche Akademisierung des Berufs vor Augen, die vorhandene Fachliteratur in der Apothekenbibliothek spiegelt das Wissen, aber auch die Alltagsprobleme in der Apothekerschaft wider, die neuen Produkte, die eingeführt wurden, um das Warenspektrum zu erweitern und die Einrichtung einer Drogerie gehörte auch dazu. Die Analysenmethoden, die Friedrich Peer in Wien im Hygienekurs und in der Harnanalytik studiert hatte, zogen in das Apothekenlabor ein. Dies gilt übrigens für alle Apotheken für die Zeit um 1900. Dass diese klinisch-chemischen und toxikologisch-forensischen Analysen nicht im Apothekenlaboratorium verblieben, wie etwa in Frankreich bis heute, wo Apotheker auch den klinischen Labors in den Krankenhäusern und privaten Instituten vorstehen, ist ein Zeichen für die Kurzsichtigkeit der deutschen Apotheker. Sie haben sich ohne Not einen ganzen Sektor ihrer genuinen Tätigkeit von Medizinern und Chemikern abnehmen lassen.

Unter mancherlei wirtschaftlichen und gesetzgeberischen Einflüssen, die diese Entwicklung bedingt haben mögen, ist es vor allem die Tendenz unseres Berufsstandes, sich ängstlich wegzuducken und sogar auf Angriffe gegen die wissenschaftliche Kompetenz der Apotheker entweder demütig oder fahnenflüchtig zu reagieren. Nur den kraftvollen und selbstbewussten Apothekerpersönlichkeiten ist es gelungen, und gelingt es jetzt noch, sich zu ihrer Profession zu bekennen und sich erfolgreich durchzusetzen. Ich habe es im Studium selbst erlebt, dass Hochschullehrer an pharmazeutischen Instituten den Apothekerberuf, auch dann, wenn sie ihm persönlich entstammten, verächtlich gemacht und den Apotheker gegen den „Pharmazeuten“ ausgespielt haben. Dabei hatten sie selbst als pharmazeutische Fachvertreter mit ihrem Unterlegenheitsgefühl gegenüber den „Vollchemikern“ oder Biochemikern zu kämpfen. Ich stoße oft auf Erstaunen, wenn mich jemand fragt, was ich von Beruf sei, und dann antworte: Apothekerin. Sie sind aber doch Professorin? Ja, aber das ist kein „Beruf“. Aha, aber dann sind Sie also Pharmazeutin, oder so. Ja. Aha, aber weshalb sollen Apotheker noch studieren, wo doch keine Arzneimittel mehr selbst hergestellt werden? Ja, aber die müssen alles auf Echtheit und Qualität kontrollieren und auch wissen, welche Mittel sich miteinander vertragen, wie man sie einnehmen muss, was man beachten soll, außerdem stellen sie durchaus noch Arzneien her. Aha, aber es gibt doch das Internet, da findet der Patient doch

alle Mittel und Informationen. Ja, aber die kann nur der Fachmann richtig evaluieren und interpretieren. Kurzum, das Stichwort ist gefallen. Der Internet-Apotheker, eine Kreation unserer globalisierten Ökonomie und der Krise im Gesundheitswesen, pardon, natürlich Markt oder Jahrmarkt des Kampfes aller Mitbewerber gegeneinander angeblich zum ausschließlichen Wohl des Patienten.

Ich fühle mich zwar als Pharmaziehistorikerin nicht berufen, gesundheitspolitische Statements abzugeben, denke aber, auf einige Punkte hinweisen zu dürfen. In den letzten Jahren ist systematisch eine Kampagne gegen die Apotheke betrieben worden, deren Ende noch nicht abzusehen ist. Daran haben alle mitgewirkt: die Krankenkassen, die nicht nachhaltig genug gewirtschaftet haben und nun nicht zuletzt auf dem Rücken der Apotheker ihre Finanzen zu sanieren gedenken, die pharmazeutische Industrie, die den Apothekern neue Mitbewerber wie Supermärkte, Arztpraxen, Wellnessstudios durch „Nahrungsergänzungsmittel“ auf den Hals schickt, die Politiker, wie selbst ein Bundeskanzler, der den Beruf des Apothekers gar nicht mehr nennt, sondern Leute kennt, die Arzneien verkaufen, nehmen offensichtlich diesen fossilen Stand, der mit über sechzig Prozent von Frauen repräsentiert wird, nur noch als Kostenfaktor wahr, und Standespolitiker, die sich viel zu viel gefallen lassen, um nur nicht aufzufallen und dabei den Kopf in den Sand stecken, und die Apotheker selbst, die, in die freie Wildbahn entlassen, einander einen ruinösen Preiskampf liefern, und als Schläumeier an dem Ast sägen, auf dem sie – bereits recht unbequem – sitzen. Denn auch der modernste unter ihnen, der sich als Internet-Apotheker präsentiert, gerät in ein kompliziertes Netzwerk von allerlei Verbraucherschutzgesetzen, die die klassische Präsenzapotheke in viel geringerem Maß bisher tangiert haben. Ganze Schwadronen von spezialisierten Anwälten sind bereits mit Abmahnungsbescheiden unterwegs, um die neuen tollkühnen Apotheker, die viele Fallstricke nicht erkennen, zur Kasse zu bitten. Dazu erleben wir alle eine gezielte, oft bössartige Kampagne durch die Medien. Ist das etwas Neues? Ich denke nein. Als Beweis habe ich ein Zitat aus dem Jahr 1931 gefunden, in dem Walther Zimmermann, ein Apotheker aus Ilmenau, unter dem Titel „Pharmakoi“ folgendes schreibt:

„Man hört häufig in unserem Stande die Frage aufwerfen, weshalb gerade wir der Sündenbock bei Maßnahmen auf dem Gebiet der Arzneiversorgung sind, weshalb wir mit unseren Standeswünschen so stiefmütterlich behandelt werden. Dieser Druck auf die Apotheker zieht sich durch die ganze Standesgeschichte, mehr oder weniger in Erscheinung tretend, hin. Er hat in den großen wirtschaftlichen Opfern durch Nachlassgewährung im Verkehr mit den Krankenkassen, in den Kämpfen um die Arzneitaxe, in dem ungenügenden Schutz der Wirtschaftlichkeit der Apotheke gegenüber anderen Berufen, zuletzt in der außerordentlichen Belastung durch die Notverordnung auf sozialem Gebiet seinen starken Ausdruck in den letzten Zeiten gefunden. Die drohende Senkung des Spezialitätenzuschlags, die Androhung eines Ausnahmegesetzes gegen den besitzenden Apothekerstand, das die Privilegien beseitigen will und sich in unlösbarem Widerspruch mit der Verfassung und dem Versprechen der gleichen Gerechtigkeit und Freiheit für alle setzen muss, sind ebenso deutliche Anzeichen einer gegensätzlichen Stellung, wie die Verzögerung der Einführung des dreijährigen Studiums. Gewöhnlich führt man diese auch im Volk wurzelnde, bei den Steuerbehörden tief eingefressene Stimmung gegen den Apotheker auf den sprichwörtlichen Reichtum, die Goldgruben der Neunundneunziger, zurück. In Wahrheit ist es eine unterbewusste Ablehnung der Apotheke, die aus dem Unwillen gegen Krankheit und Schmerz, gegen die eigentlich unnötigen Arzneien zu erklären ist. Die von höherer Macht aufgezwungene oder durch Unvorsichtigkeit verschuldete Benutzung der Apotheke lässt die Kosten für die Arzneien wie eine besonders unbeliebte Steuer fühlen. Doch da wir Pharmazeuten sind, sind wir schon durch den Wortstamm unseres Berufes seit Jahrtausenden zu dem Los des Sündenbocks vorausbestimmt“.

Feinsinnig hatte er, humanistisch gymnasial gebildet, festgestellt, dass es ein apartes Wortspiel gibt: Im Griechischen bedeutet *phármakos*, betont auf der ersten Silbe, Giftmischer, Zauberer; auf der zweiten Silbe betont, ist *pharmakós* – der Sündenbock!

Gibt es einen Ausweg, unser Berufsbild so neu zu definieren, dass wir nicht Giftmischer, aber doch Zauberer in einer entzauberten Welt, das Image des Sündenbocks im Gesund-

heitswesen ablegen? Ich denke ja, wenn alle „Apotheker“ und „Pharmazeuten“, die, die es werden oder bleiben wollen, gemeinsam mutig, intelligent und kraftvoll ihre Zukunft selbst gestalten, in der es weiterhin die individuelle Präsenzapotheke geben wird.

Literatur bei der Verfasserin



Lebenslauf

24.11.1940 Geboren in Gießen
1961 Nach dem Abitur Pharmaziepraktikum in der Engel-Apotheke in Gießen

- 1963- 1966 Pharmaziestudium in München
- 1966 Pharmazeutisches Staatsexamen, anschließend Studium der Medizingeschichte und der Paläontologie
- 1967 Approbation als Apothekerin (In dritter Generation)
- 1969 Promotion zum Dr. rer. nat. in München, Thema der Dissertation: „Zur Geschichte des Apothekenwesens in Regensburg von den Anfängen bis zum Ende der reichsstädtischen Zeit“
- 1971 Gründung einer Apotheke in Gießen
- 1973 Mitglied des Kuratoriums des neu gegründeten Deutschen Medizinhistorischen Museums Ingolstadt. Mitwirkung am Aufbau des Museums und Konzeption des Arzneipflanzengartens
- Von 1977 bis 2003 Lehrauftrag für den Kursus der pharmazeutischen und medizinischen Terminologie an der LMU München
- Von 1979 bis 2003 Lehrauftrag für die Vorlesung „Geschichte der Naturwissenschaften unter besonderen Berücksichtigung der Pharmazie“ an der LMU München
- 1980 Wahl in den Verwaltungsrat des Deutschen Apothekenmuseums Heidelberg
Vorsitzende der Landesgruppe Südbayern der Deutschen Gesellschaft für Geschichte der Pharmazie
- 1982 Habilitation für Geschichte der Medizin und der Pharmazie an der LMU München. Thema der Arbeit: „Untersuchungen zur pietistischen Medizin am Beispiel Johann Samuel Carls und seines Kreises“
Verleihung des Dr. med. habil., Ernennung zur Privatdozentin
- 1983 Berufung als ehrenamtliche Direktorin des Deutschen Medizinhistorischen Museums Ingolstadt
- 1987 Gastvorlesungen an den Universitäten Greifswald, Halle, Jena und Berlin (Humboldt - Universität)
- 1988 Ernennung zur außerplanmäßigen Professorin für Geschichte der Medizin und der Pharmazie an der Ludwig – Maximilians - Universität München
- Seit 1990 Präsidentin der „European Association of Museums of History of Medical Science
- 1995 Wahl zum ordentlichen Mitglied der „Académie Internationale d´ Histoire de la Pharmacie“
Arbeit im Vorstand zahlreicher wissenschaftshistorischer Gesellschaften
Ca. 200 Publikationen, 15 Dissertationen, ca. 35 medizinhistorische Ausstellungen, Film- und Videodrehbücher
Forschungsschwerpunkte: Pharmazie- und medizinhistorische Realien, Medizin im Pietismus, Geschichte der Augenheilkunde, Geschichte der Klinischen Chemie, Therapiegeschichte.
Auszeichnungen: Schelenz-Plakette, Heinrich Palmaz von Leveling – Medaille, Acicenna – Medaille der Medizinischen Fakultät der Universität Istanbul, Bundesverdienstkreuz am Bande, Bundesverdienstkreuz 1. Klasse, Bayerischer Verdienstorden